

Id. 4. Erb. 40-42
1. Erb. 40-42
2. Erb. 40-42
3. Erb. 40-42
4. Erb. 40-42
5. Erb. 40-42
6. Erb. 40-42
7. Erb. 40-42
8. Erb. 40-42
9. Erb. 40-42
10. Erb. 40-42
11. Erb. 40-42
12. Erb. 40-42
13. Erb. 40-42
14. Erb. 40-42
15. Erb. 40-42
16. Erb. 40-42
17. Erb. 40-42
18. Erb. 40-42
19. Erb. 40-42
20. Erb. 40-42
21. Erb. 40-42
22. Erb. 40-42
23. Erb. 40-42
24. Erb. 40-42
25. Erb. 40-42
26. Erb. 40-42
27. Erb. 40-42
28. Erb. 40-42
29. Erb. 40-42
30. Erb. 40-42
31. Erb. 40-42
32. Erb. 40-42
33. Erb. 40-42
34. Erb. 40-42
35. Erb. 40-42
36. Erb. 40-42
37. Erb. 40-42
38. Erb. 40-42
39. Erb. 40-42
40. Erb. 40-42
41. Erb. 40-42
42. Erb. 40-42
43. Erb. 40-42
44. Erb. 40-42
45. Erb. 40-42
46. Erb. 40-42
47. Erb. 40-42
48. Erb. 40-42
49. Erb. 40-42
50. Erb. 40-42
51. Erb. 40-42
52. Erb. 40-42
53. Erb. 40-42
54. Erb. 40-42
55. Erb. 40-42
56. Erb. 40-42
57. Erb. 40-42
58. Erb. 40-42
59. Erb. 40-42
60. Erb. 40-42
61. Erb. 40-42
62. Erb. 40-42
63. Erb. 40-42
64. Erb. 40-42
65. Erb. 40-42
66. Erb. 40-42
67. Erb. 40-42
68. Erb. 40-42
69. Erb. 40-42
70. Erb. 40-42
71. Erb. 40-42
72. Erb. 40-42
73. Erb. 40-42
74. Erb. 40-42
75. Erb. 40-42
76. Erb. 40-42
77. Erb. 40-42
78. Erb. 40-42
79. Erb. 40-42
80. Erb. 40-42
81. Erb. 40-42
82. Erb. 40-42
83. Erb. 40-42
84. Erb. 40-42
85. Erb. 40-42
86. Erb. 40-42
87. Erb. 40-42
88. Erb. 40-42
89. Erb. 40-42
90. Erb. 40-42
91. Erb. 40-42
92. Erb. 40-42
93. Erb. 40-42
94. Erb. 40-42
95. Erb. 40-42
96. Erb. 40-42
97. Erb. 40-42
98. Erb. 40-42
99. Erb. 40-42
100. Erb. 40-42

General-Anzeiger

Vergische Nachrichten
Wuppertaler Nachrichten

der Stadt Wuppertal

Vergisch-Märkische
Zeitung

Verlag W. Girardet, Wuppertal-Eberfeld

Nr. 13 — 57. Jahrgang

Samstag/Sonntag 16./17. Januar 1943

Einzelpreis 15 Pfg.

Leuchtendes Vorbild deutschen Soldatentums

Heldenmütiger Abwehrkampf im Süden der Ostfront und im Raum von Stalingrad

Der Führerhauptquartier, 16. Januar. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Im Süden der Ostfront steht der Feind seine mit zahlenmäßig überlegenen Kräften geführten Angriffe fort, die unter hohen Verlusten für den Gegner abgewiesen wurden. An der Schwarzmeerküste versenkte die Luftwaffe ein Raumschiff der Sowjets und vernichtete Betriebsstoff- und Nachschublager.

Im Raum von Stalingrad schlugen unsere Truppen, die dort seit Wochen im heldenmütigen Abwehrkampf gegen den von allen Seiten angreifenden Feind stehen, auch gestern starke Angriffe feindlicher Infanterie- und Panzerverbände unter großen Verlusten für die Bolschewisten ab. Führung und Truppe gaben damit wiederum ein leuchtendes Vorbild heroischen deutschen Soldatentums. Deutsche Stoßtrupps vernichteten im mittleren Frontabschnitt zahlreiche Kampfschiffe mit ihren Besatzungen. Die Kämpfe im Raum von Weißrussland dauern an. Südlich des Ilmen-Sees wurden nur örtliche Kampfhandlungen. Starke feindliche Angriffe südlich des Ladoga-Sees wurden in erbitterten Kämpfen blutig abgewiesen und dem Gegner Gelände entzogen, das er am Vortag mit hohen Opfern erlauft hatte.

In heftigen Luftkämpfen wurden gestern über der Ostfront 77 Sowjetflugzeuge abgeschossen. Drei eigene Flugzeuge werden vermisst.

In Libyen versuchte die britische 8. Armee die deutsch-italienische Panzerarmee von Süden her zu umfassen. In heftigen Kämpfen wurde die feindliche Panzergruppe unter Vernichtung von 35 Panzerkampfwagen abgewiesen.

Feindliche Angriffe in Tunesien wurden zurückgeschlagen. In sofortigem Nachstoß wurden die eigenen Stellungen weit vorgeschoben.

Die deutsche und italienische Luftwaffe griff in beiden Kampfzonen wirksam in die Kämpfe ein. Sie setzte die Bekämpfung der feindlichen Flugzeugstützpunkte mit guter Wirkung fort. Bombenvolltreffer richteten in den Hafenanlagen von Bone wiederum schwere Zerstörungen an. Zwölf feindliche Flugzeuge wurden abgeschossen, acht am Boden zerstört. Ein deutsches Unterseeboot versenkte nordöstlich Bengasi aus einem Geleitzug von drei Dampfern und mehreren Bewachern zwei Schiffe mit zusammen 7000 BRT, und zwei von Zerstörern stark gefährdeter Dampfer mit zusammen 12.000 BRT. Außerdem versenkte deutsche Seestreitkräfte im Mittelmeer den britischen Minensucher „Horatio“.

Nach Tagesvorstößen weniger britischer Flugzeuge gegen das norddeutsche Küstengebiet führten einzelne britische Flugzeuge in der Nacht Störflüge über Westdeutschland durch. Es entstanden unbedeutende Schäden. Bei einem nächtlichen Luftangriff auf das westfranzösische Küstengebiet wurden drei, am Tage zwei feindliche Flugzeuge abgeschossen.

Nach Tagesangriffen schneller Kampfflugzeuge gegen Ziele an der englischen Südküste belästigten deutsche Kampfflugzeuge bei Nacht strategisch wichtige Anlagen mehrerer Städte Ost-Englands.

Grenadiere und Artilleristen in erbittertem Abwehrkampf

Berlin, 16. Januar. Südlich des Ilmen-Sees hat ein im Brennpunkt der Abwehrkämpfe stehendes Grenadier-Bataillon seit dem 23. Dezember, dem Beginn der letzten besonders heftigen Angriffsperiode, 85 feindliche Panzer vernichtet. Diese Leistung war nur möglich, weil sich jeder Grenadier und jeder Kanonier mit allen Kräften unentwegt und unerschrocken den feindlichen Panzerformationen und Menschenmassen entgegen stemmte. Die Infanterie bevorzugte bei der Vernichtung der Angreifer neben den schweren Waffen ihre Nahkampfmittel — die Maschinenpistole, die Handgranate, die Mine und die Brandflasche. Während der jüngsten Abwehrkämpfe setzte ein einzelner Grenadier zwei schwere Sowjetpanzer mit geballten Ladungen außer Gefecht. Unbeirrt von starkem feindlichem Beschuss umging er den ersten Stoß, sprang ihn von hinten an und warf ihm die geballte Ladung unter die Motorhaube, deren Explosion den Panzer zerstörte. Ein zweiter Panzerkampfwagen, dem Infanterie folgte, und der dem ersten zu Hilfe kommen wollte, hatte das gleiche Schicksal. Vom Feuer seiner Kammeraden getötet, griff der einzelne Grenadier den Panzer an und setzte ihn mit Sprengladungen in Brand. Ein dritter zerbarst durch Granatvolltreffer, so daß in kurzer Zeit drei neue Panzerwägen vor den Stellungen dieser Kompanie lagen.

Dann aber schoben sich durch das pausenlos tobende Feuer neue Panzerkampfwagen heran, die

den Sturm der liegengelassenen Schützen wieder vorwärts reißen sollten. Sie rollten auf eine Panzerabwehrkanone zu, deren Visiereinrichtung gerade von Granatsplittern zertrümmert worden war. Da warf sich der Kompanieführer hinter das Geschütz, richtete es durchs Rohr hindurch, lud und schoß. Es gelang ihm nach kurzem Kampf, drei der angreifenden Panzer zu erledigen. Wenig später griffen Sturmgeschütze ein und setzten ihre Granaten auf, vor und neben die übrigen Panzer. Hierbei schoß der Führer eines dieser Sturmgeschütze schnell hintereinander seinen 22. bis 25. Sowjetpanzer ab. Im tobenden Schein der ausbrennenden Trümmer zogen sich die noch fahrbar

„Geleitzug-System völlig ungenügend“

BS. Berlin, 16. Januar. Die Warnrufe, die die anglo-amerikanische Presse in den letzten Tagen unter dem Eindruck der unaufhörlich fallenden Schiffe der deutschen U-Boote ausgesprochen hat, werden nun auch von der neutralen Presse aufgegriffen, die in den unaufhörlichen britisch-amerikanischen Betrachtungen über diese Frage ein Zeichen für die Größe der Gefahr erblickt. Besondere Beachtung findet die Tatsache, daß die von deutscher Seite gemeldeten Versenkungen der letzten Woche in London und Washington zwar nicht bestätigt, aber auch nicht dementiert wurden. Einen interessanten Lagebericht übermittelt der Londoner Korrespondent der in Genf erscheinenden „Suisse“ seiner Zeitung. Er stellt darin die Wertlosigkeit der englischen und amerikanischen Abwehrkraft fest. Das bisher als die sicherste Art des Schutzes der Transporte gepriesene Geleitzug-System sei völlig ungenügend und die von Churchill in gewissen Zeitabständen immer wieder angekündigten neuen Befähigungsmaßnahmen gegen die U-Boote schienen in den Nachtstunden Londons und

gebliebenen Panzer, von den Granaten der Artilleristen verfolgt, zurück.

Noch wesentlicher als das Eingreifen der Geschütze in solchen Nahkämpfen ist für den Geschichtsverlauf der Verrückterregel gegen den anstürmenden Feind und das Zerklagen seiner Vereitelungen.

Der vorgeschobene Artilleriebeobachter hat bei den Kämpfen am Ilmen-See aber auch oft genug zum Gewehr und zur Handgranate greifen müssen. So verteidigte ein Oberleutnant seine Beobachterschiffe mit nur drei Kanonieren und der Bedienung einer Pat gegen 150 feindliche Schützen, die mit Panzerunterstützung angriffen und zunächst in die vordersten Grabenteile eindringen konnten. In erbittertem Handgranatenkampf verhinderte der Oberleutnant das weitere Vordringen der Sowjets. Als nach einigen Stunden Verstärkungen herankamen, führte der Artillerist die Grenadiere selbst zum Gegenstoß, der zur Säuberung der ganzen Höhenstellung und zu schweren Verlusten des Feindes führte.

Washingtons keinen Anhalt gefunden zu haben. Tatsächlich habe man nach 40 Monaten Krieg noch immer keine wirkliche Waffe gefunden, die man der deutschen U-Boot-Tätigkeit mit Erfolg entgegen setzen könne. Die augenblickliche Lage zeige aber, daß man sich nicht mehr den Luxus leisten könne, Menschenleben, Material und Rohstoffe oder andere kriegswichtige Transporte unter der Devise „Kostet es, was es wolle“, den Angriffen der deutschen U-Boote preiszugeben. Dieser Auffassung ist übrigens auch die „Times“, die in einem Leitartikel darauf hinweist, daß es die vordringlichste Aufgabe der anglo-amerikanischen Kriegsführung sei, die U-Boot-Gefahr zu beseitigen. Die Zeitung fordert zu diesem Zweck eine starke Vermehrung der für die U-Boot-Jagd eingesetzten Schiffstypen, muß es aber bei der Forderung bewenden lassen, ohne positive Vorschläge machen zu können. Sie tröstet sich und ihre Leser im übrigen mit dem Hinweis auf die intensive Tätigkeit der mit der Beseitigung der U-Boot-Gefahr beauftragten U.S.-Schiffe. Zweifellos ein etwas magerer Trost!

Die neue „koloniale Frage“

Es gibt plötzlich wieder eine koloniale Frage: das ist eine Feststellung, die nicht etwa irgend ein böses „Nazi-Blatt“ getroffen hat, sondern die in englischen Landen sehr angesehene Zeitschrift „Round Table“, der man nachsagt, daß sie ein besonderes Organ für die Aktualität politischer Fragen habe und solche Probleme aufgrund ihrer weit verbreiteten Informationsquellen auch auf beste zu behandeln wisse. Diese Zeitschrift hat nun behauptet, die Kolonialfrage sei „in den Mittelpunkt des Weltinteresses gerückt“. Durch die japanischen Eroberungen, die ja zu einem Teil auch auf Kosten des britischen Kolonialreiches gingen, seien nämlich Dinge ans Licht gekommen, welche die Methoden der englischen Kolonialverwaltung und Englands Empire-Politik ganz allgemein geradezu in Frage stellten. Aus dem Mund ihrer eigenen Fachleute hätten die Briten zu ihrer grenzenlosen Ueberbachtung gehört, daß die bei den Kämpfen von den Eingeborenen an den Tag ge-

legte Haltung „den niedrigen Stand der englischen Kolonialpolitik“ beweise; denn diese Eingeborenen seien über das Ende der britischen Herrschaft „ebenso froh als traurig“ gewesen. Warum „Round Table“ diese immerhin erstaunliche Beipiegelung britischer Kolonialmethoden vornimmt, wird im weiteren Verlauf ihrer interessanten Abhandlung klar: Dort wird nämlich festgestellt, daß aufgrund der zitierten und noch anderer Tatsachen die Amerikaner ihre Aufmerksamkeit „mit Nachdruck“ der Frage zugewenden hätten, was am Ende des Krieges aus dem britischen Kolonialreich werden solle. Ja, es gebe in den Vereinigten Staaten heute schon einen „Ausbruch für Amerikas Kriegs- und Friedensziele“, der die Ansicht vertrete, daß die englischen Kolonien einer internationalen Aufsicht unterstellt werden müßten. Diese Ansicht richte sich nicht nur überdies gegen Englands Kolonialpolitik, sondern „direkt gegen die Existenzberechtigung der britischen Kolonien“.

Soweit zunächst einmal die Geständnisse dieser englischen Zeitschrift. Zusammengefaßt und des bedenklichen Beiwerts entkleidet, besagen sie: England hat sein gewaltiges Kolonialreich so miserabel verwaltet, daß sich jetzt schon der ihm über den Kopf gewachsene amerikanische Partner brennend für diese Angelegenheit interessiert und Britanniens mindestens damit droht, dieses Kolonialreich einer „internationalen Aufsicht“ zu unterstellen. Und nun fügt die Zeitschrift „Round Table“ hinzu — wir zitieren jetzt wörtlich, weil es uns hier auf jedes Wort ankommen scheint: „Die nächste Friedenskonferenz wird wahrscheinlich unter Umständen stattfinden, die es den Engländern nicht erlauben, die in den Vereinigten Staaten vertretenen Ansichten kurzfristig abzulehnen.“ So kleinlaut und würdevoll hat damals nicht einmal das gescheiterte und verräterische Deutschland die bittere Pille geschluckt. Wenn die Herren Erzberger und Konforti auch laßbuden, so fanden sich doch aufrechte Männer genug, die nicht schwiegen, sondern dem Feind seine Schande ins Gesicht schrien — und Graf Brodowski-Rankau versuchte sogar, nach Ueberreichung der „Friedensbedinungen“ in einem letzten männlichen Kampf die Lügen des Gegners amtlich zu widerlegen. England aber muß heute die Ansicht, daß ihm am Ende des zweiten Weltkriegs sein Kolonialreich in ähnlicher Weise genommen wird wie Deutschland seine überseesischen Besitzungen nach dem ersten, hinnehmen, ohne auch nur energisch dagegen protestieren zu können. Aus zwei Gründen: einmal sind die Vorwürfe, die man gegen seine Kolonialpolitik erhebt, berechtigt. Und zum andern ist es eben der wertvollste seiner Bundesgenossen, der sie macht und auf den es mit Haut und Haaren angewiesen ist. Würde man ihn vergrämen, dann könnte man das Kolonialreich und die ganze britische Sache getrost aufgeben. So macht man zähneknirschend ante Miene zu einem sehr bösen Spiel.

rend die Vorwürfe, die heute gegen England erhoben werden, berechtigt sind und durch eine unendliche Reihe von Tatsachen bewiesen werden können.

Aber darauf kommt es im Augenblick nicht an. Sondern darauf, daß England von seinem sogenannten Freund und Bundesgenossen heute schon das zu erwarten hat, was man dem zusammengebrochenen Feind damals antat. Erst als wir, entwaffnet und wehrlos, vor dem Tribunal der sogenannten Sieger erschienen, begann man jene Kolonial-Lüge zur Begegnung der deutschen Gebiete in Uebersee zu benötigen — und diese angebliche Friedenskonferenz fand wahrlich „unter Umständen“ statt, die es nicht erlaubten, die vertretenen Ansichten kurzfristig abzulehnen. England aber hört schon mitten im Krieg nicht von einem Gelehrten, sondern von dem amerikanischen „Senior-Partner“ — natürlich in der dem „Freund“ gegenüber angebrachten milderen, aber doch recht deutschen Form —, daß man sein Kolonialreich mindestens unter internationale Aufsicht stellen müsse, weil seine kolonialen Methoden eben nicht die richtigen seien. Und die Londoner Zeitschrift, die ihren englischen Lesern diese amerikanische Auffassung lang und breit vorliest, schlägt ob solcher Vorwürfe keineswegs ergrimmt mit der Faust auf den Tisch, sondern sie stellt de- und wehmütig fest, „die Umstände“ der nächsten Friedenskonferenz würden es England wahrscheinlich nicht erlauben, die in den Vereinigten Staaten vertretenen Ansichten kurzfristig abzulehnen! So kleinlaut und würdevoll hat damals nicht einmal das gescheiterte und verräterische Deutschland die bittere Pille geschluckt. Wenn die Herren Erzberger und Konforti auch laßbuden, so fanden sich doch aufrechte Männer genug, die nicht schwiegen, sondern dem Feind seine Schande ins Gesicht schrien — und Graf Brodowski-Rankau versuchte sogar, nach Ueberreichung der „Friedensbedinungen“ in einem letzten männlichen Kampf die Lügen des Gegners amtlich zu widerlegen. England aber muß heute die Ansicht, daß ihm am Ende des zweiten Weltkriegs sein Kolonialreich in ähnlicher Weise genommen wird wie Deutschland seine überseesischen Besitzungen nach dem ersten, hinnehmen, ohne auch nur energisch dagegen protestieren zu können. Aus zwei Gründen: einmal sind die Vorwürfe, die man gegen seine Kolonialpolitik erhebt, berechtigt. Und zum andern ist es eben der wertvollste seiner Bundesgenossen, der sie macht und auf den es mit Haut und Haaren angewiesen ist. Würde man ihn vergrämen, dann könnte man das Kolonialreich und die ganze britische Sache getrost aufgeben. So macht man zähneknirschend ante Miene zu einem sehr bösen Spiel.

Auch das amtliche England hat das versucht: der Innenminister Morrison hat in einer sehr vorsichtigen Rede ebenfalls zu der „neuen Kolonialfrage“ Stellung genommen, die sich da hinter an einem gar nicht so fernem Horizont abzeichnet.



Der König von Italien beider Verbänden der deutschen Luftwaffe auf Sizilien. Gelegentlich der Besichtigung der Befestigungsanlagen von Sizilien besuchte König Viktor Emanuel III. auch den auf der Insel stationierten Verbänden der deutschen Luftwaffe einen Besuch ab. — Unser Bild zeigt den König in Begleitung des Ritterkreuzträgers General der Flieger Loerzer auf einem deutschen Flugplatz.

Er hat in einer Rede in Newcastle-on-Tyne ein großes Plaidoyer für die britische Kolonialpolitik gehalten — das er allerdings mit dem fatalen Bekenntnis einleitete, die Geschichte dieser kolonialen Herrschaft sei leider nicht frei von Flecken und düsteren Stellen und biete auch heute noch kein ideales Bild. Aber Mister Morrison gelobte Besserung und sagte wörtlich: „Wir sollten in Zukunft unser Gewissen nicht mehr damit belasten, daß die teilweise entwickelten kolonialen Völker durch mächtige wirtschaftliche Körperlichkeiten in unverantwortlicher Weise behandelt werden.“ Immerhin ein erstaunliches Eingeständnis, das den auf die britische Erbschaft lästernen Pantees viel Vergnügen bereitet haben dürfte! Noch interessanter aber ist der „Vorschlag zur Güte“, mit dem dieser gar nicht mehr stolze Britte dann herausrückte. Morrison fuhr nämlich fort: „Ich hoffe, daß es England nach dem Kriege mit Unterstützung anderer möglichst sein wird, die Aufgaben und die Verantwortlichkeiten gemeinsam zu bestimmen, vorausgesetzt, daß die anderen auch bereit sind, nicht nur Ratsschlüsse zu geben, sondern auch eine Verantwortlichkeit zu übernehmen, nicht nur am Gewinn teilzunehmen, sondern auch selbst Lasten zu tragen. Nur in einem weiter gespannten System der politischen Sicherheit wird das Commonwealth sein Heil finden.“ Mit anderen Worten: Mister Morrison versucht, aus der Not eine Tugend zu machen und bietet den Amerikanern so etwas wie eine stille Zeit-habererschaft am britischen Weltreich an. „Mit Unterstützung anderer“ hofft er noch auf eine Lebensmöglichkeit für das Empire und „in einem weiter gespannten System der politischen Sicherheit“ soll das Commonwealth sein Heil finden. Welch eine captatio benevolentiae, welche ein Buhlen um ein bisheriges amerikanisches Wohlwollen! — „Im ganzen genommen möchte ich“, so stöhnte Morrison, „von einigen Ausnahmen abgesehen (!), auf unser Platonio setzen, daß wir den weniger fortschrittlichen Völkern gegenüber, die uns anvertraut sind, eine menschliche, anständige und faire Haltung einnehmen. In diesen Dingen haben wir ein Beispiel gegeben, das eine aufsteigende Welt gern beifolgt hat.“ Also möchte Herr Morrison den „aufgeklärten“ Amerikanern zu bedenken geben, daß die Briten im Grunde doch ganz anständige Kerle seien, die sogar „die weniger fortschrittlichen Völker“ menschlich und fair behandeln hätten, und die es deshalb nicht verdienen, daß in den USA heute schon ein Ausbruch finstere Pläne wälze, die diesen edlen Briten ihr schönes Kolonialreich unter internationale Aufsicht stellen oder vielleicht sogar ganz wegnehmen wollen!

Herrn Morrisons Werben um die Gunst der Pantees ist vergebliches Liebesmühen. Denn den Herrschaften in New York und Washington ist es im Grunde völlig gleichgültig, ob die Engländer ihr Kolonialreich anständig verwalten oder nicht. Sie wittern einfach ein großes, reiches Erbe — und da werden Morrisons sanfte Sirenenklänge ebenso wenig fruchten wie sein beschiedenes Angebot einer stillen Teilhaberschaft. Auch was Herr Duff Cooper mit gewohnter Tollpatschigkeit den Amerikanern riet, dürfte jenseits des großen Teiches nur ein mittelbäusiges Lächeln hervorgerufen haben. Er meinte, es wäre doch besser, wenn die Amerikaner ihr Interesse „nicht in erster Linie auf das britische Empire richten würden“; es gebe doch auch noch andere Staaten mit großem Kolonialbesitz, wie zum Beispiel Belgien und Frankreich. Ein hübscher, edel britischer Zug, die Häbiger des amerikanischen „Bundesgenossen“ auf andere abzuwenden, die zwar auch noch als „Alliierte“ angesehen werden, deren Schicksal aber den Engländern bezüglich gleichgültig ist. Nun, selbst Duff Cooper darf überzeugt sein, daß Herrn Roosevelt das Schicksal Britanniens mindestens ebenso gleichgültig ist. Dieser „Bundesgenosse“ macht, wenn es aus Einfallen geht, Vagel mit Köpfen — und alle sanften Ermahnungen, die ihn daran hindern sollen, sind Veruche am untunlichen Objekt. Es sing, verhältnismäßig harmlos, mit einem Aus-

tauschgeschäft an, bei dem Churchill einlaß Duhend verrohter USA-Vertreter gegen seine „Stip-punkte“ im britischen Beständen einhandelte. Heute aber hat Roosevelt seine „persönlichen Beauftragten“ in Indien, in Australien, in Südafrika — von Kanada ganz zu schweigen — und fast überall, wo der Union Jack weht, ist daneben das Sternchen der britischen Krone zu sehen. Hier wird ein Kolonial-raub vorbereitet, im Vergleich zu dem der von Versailles ein Kinderpiel war. Das merken heute nicht nur die kluge Zeitschrift „Round Table“ und Mister Morrison, sondern sogar der mit Geistesgaben wirklich nicht verschwendetisch ausgestattete Duff Cooper. Und das will wahrlich etwas heißen. Würde die Rechnung des Herrn Roosevelt aufgehen, so hätte dieses Albion an den Sieger dasselbe zu verlieren wie

„Periode größter Schwierigkeiten“

Englands Versorgungslage und der U-Boot-Krieg

Von unserer Berliner Schriftleitung

„In der Schiffsraumfahrt liegt“, so schreibt die spanische Zeitung „Informaciones“, „wahrscheinlich die Entscheidung des Krieges.“ Ihre große Bedeutung wird auch von den angestrichen Mächten nicht verheimlicht. So kann man ersehen, was für sie jetzt das nordafrikanische Abenteuer bedeutet, für das sie außer den bereits bestehenden noch eine neue Versorgungslinie einrichten mußten. Die deutschen U-Boote, die durch die mächtige deutsche Luftwaffe weitblickende Augen bekommen hat, beherrscht das Meer und damit durch die Verhinderung der Versorgung der verschiedenen angestrichen Fronten auch das Land. England und Amerika verlieren nicht nur die Schiffsraumfahrt, sondern auch die von Tunesien, die dabei den Sommerfeinere Erleichterung ihrer Lage gebracht hat.“

Diese neutrale Meinung unterbreicht ein neues Interview, das der englische Ernährungsminister Woolton dem „Daily Mirror“ gab. Er wünschte, sagte der Minister, daß sich das englische Volk folgender Tatsachen bewußt sei: In den ersten sechs Monaten des neuen Jahres werde Großbritannien eine Periode größter Versorgungs-schwierigkeiten erleben. In dieser Zeit werde es zur Ernährung des englischen Volkes notwendig sein, die in den früheren Monaten für Vorräte eingelagerten Vorräte anzugreifen. Der Grund für die bevorstehenden Versorgungs-schwierigkeiten liege, so sagte der Minister, im Mangel an Schiffen. Nehme dieser Krieg in Zukunft einen für England günstigen Verlauf, so werde sich die Versorgungslage bessern. Vorläufig aber könne er, Minister Woolton, der britischen Öffentlichkeit nicht das Versprechen geben, daß die Rationen in den kommenden Monaten die gleichen bleiben würden. Insbesondere müsse das englische Volk mehr Kartoffeln und weniger Brot verzehren, denn die Getreide-transporte beanspruchten zuviel Schiffsraum.

Man vergleiche hierzu die Erklärungen der deutschen Staatsmänner, insbesondere des Reichsmarschalls im vergangenen Herbst, über die sichere und stetige Besserung der deutschen Ernährungslage!

Gegen das Leib- und Pachtgesetz

Die Opposition der Republikaner
BS. Genf, 16. Januar. (Eig. Bericht.) Die Vermutung, daß das von Roosevelt zur Umgestaltung der USA-Neutralitätsgesetzgebung eingeführte Leib- und Pachtgesetz zum Mittelpunkt der republikanischen Kritik gemacht würde, bestätigt sich. Eine Gruppe republikanischer Kongressmit-glieder beabsichtigt, eine Untersuchung über die Ursache der Knappheit verschiedener Produkte in der USA einzuleiten, um festzustellen, bis zu welchem Grad dieser Mangel mit den unter dem Leib- und Pachtgesetz getätigten Lieferungen in Zusammenhang steht. Auch der schon früher geäußerte

die Befürchtung, nämlich das Leben. Welch ein Schicksal! Hier hat sich ein Weltreich durch die Schuld seiner entarteten Vertreter vom Schicksal eines Churchill in einen Krieg stoßen lassen, den es nun an der Seite eines „Alliierten“, in dem es seinen Schicksal erkennt, bis zum Ende führen muß. Dieses Ende des Krieges wird ihm sein Dasein kosten, gleichgültig, wie es sich einmal gestaltet. Daraus mag man die „Auswirkungen“ dieses England erkennen, dem der Führer immer wieder alle Chancen geboten hatte. Sie gingen einmal bis zur Garantie der Empire! Heute sind sie restlos verpfändet: es gibt eine neue „koloniale Frage“, die für England eine Daseinsfrage ist. Noch nie in der Geschichte ward ein Volk und ein Reich, das nicht die Götter, das sich selbst verderben wollte, mit solch tödlicher Blindheit geschlagen.

Hans Chr. Meyer.

Verdacht, daß das Material, das Großbritannien unter dem Leib- und Pachtgesetz geliefert wurde, dort teilweise zur Fabrikation von Waren verwendet wird, die dann im Konkurrenzkampf gegen den USA-Handel benutzt werden, taucht in republikanischen Kreisen von neuem auf.

Auch in der landwirtschaftlichen Fraktion des Kongresses bereitet man sich vor, gegen die bisherige Durchführung des Leib- und Pachtgesetzes Sturm zu laufen. Dort wird diesem vor allem der Vorwurf gemacht, daß es die Einschränkung der Herstellung von landwirtschaftlichen Geräten in den USA zur Folge gehabt habe. Es nütze nichts, wenn Roosevelt praktisch eine Mobilmachung der USA-Landwirtschaft verfüge, aber die zur Verbesserung des Anbaues notwendigen Geräte und Werkzeuge nicht zur Verfügung stellen könne.

Wir verzeichnen die Opposition der Republikaner gegen das Leib- und Pachtgesetz Roosevelts, ohne sie allzu ernst zu nehmen. Die Zustimmung ist aus den üblichen Folgen der Mißwirtschaft des Präsidenten entstanden; wie weit das Leib- und Pachtgesetz daran die Schuld trägt, wird wohl dort der von Juden durchgeführten Verfassung des Roosevelt'schen Regierungsapparates nie festgestellt werden können. Vor allem aber ist das Pacht- und Leibgesetz ja Roosevelt's bestes Mittel, um die mit Kriegsmaterial uvm. beliefernden Staaten, vor allem England, in die erwünschte Abhängigkeit von den USA zu bringen. Diesem „tragenden Gesichtspunkt“ werden sich wohl auch die Republikaner nicht verschließen!

Keine Besetzung am Reichsgründungstag.
Der Reichsminister des Innern und der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda geben bekannt: „Die am Reichsgründungstag (18. Januar) übliche allgemeine Besetzung unterbleibt in diesem Jahr.“

Der Sohn des syrischen Ministerpräsidenten ermordet. Wie aus Damaskus verlautet, so berichtet Stefani aus Antara, wurde der zweite Sohn des syrischen Ministerpräsidenten getötet. Es soll sich um einen politischen Mord handeln.

Nordamerikaner befehligt iranische Polizei.
Wie aus Teheran verlautet, übernahm ein höherer nordamerikanischer Offizier den Oberbefehl über die iranische Polizei.

Mehrere hundert iranische Nationalisten niedergeschossen. Bei der letzten Aufstandsbewegung in Iran fanden, wie Stefani aus Antara berichtet, nach den bisherigen Feststellungen mehrere hundert Personen den Tod. Die Zahl der Verhafteten betrug bis zum 15. Dezember 156. Seitdem wurden noch 200 iranische Nationalisten verhaftet. Diejenigen, die am Angriff gegen die Kammer und gegen die Wohnung des Premierministers beteiligt waren, wurden zum Tode verurteilt und hingerichtet.

So „sorgt“ England für die Kriegsversehrten!

Im vierten Kriegsjahr macht ein Regierungsausschuß Vorschläge über die Versorgung der „Unerwünschten“

BS. Stockholm, 16. Januar. (Eig. Bericht.) Der Arbeit des Sir William Beveridge ist es zu verdanken, daß die Welt erfuhr, daß es in dem angeblich so fortschrittlichen England überhaupt keine Sozialversicherung gibt, die in europäischen Staaten schon seit Jahrzehnten eine Selbstverständlichkeit sind. Es gibt aber auf diesem Gebiet in England noch viel schlimmere Dinge, z. B. die Versorgungs-Verhältnisse der Kriegs-versehrten, um die bis bisher lediglich Wohlfahrtsorganisationen „im Rahmen des Möglichen“ kümmern.

Die Regierung hat vor mehr als einem Jahr einen Ausschuss berufen, der sich mit der Frage der Versorgung der Kriegsversehrten befassen sollte. Was dieser Ausschuss nun getan hat, schildert jetzt ein schwedischer Korrespondent wie folgt: Der Ausschuss hat endlich einen Vorschlag zur Einführung der Kriegsbeschädigten-Versorgung ausgearbeitet. (Im vierten Kriegsjahr!) Dieser Vorschlag hat bezeichnenderweise den Namen „Der Freiheitsbrief der Unerwünschten“ erhalten. Vorläufig sind Kriegsversehrte, die auf den Straßen Londons betteln müssen, heute genau noch wie früher ein häufiger Anblick. Schon lange waren erbetene Stimmen gegen diese soziale Vernachlässigung vernehmbar, bisher aber kümmerte sich um die Kriegsbeschädigten und andere Arbeitsunfähige der britische Staat überhaupt nicht. Der Vorschlag des neuen Regierungsausschusses läuft nun darauf hinaus, „baldmöglichst“ Beratungen mit dem Arbeitgeberverband und den Gewerkschaften sowie den freiwilligen Wohlfahrtsorganisationen aufzunehmen. In der Industrie sollen die Arbeitgeber gezwungen werden, Arbeitsversehrte bevorzugt einzustellen. „Es ist klar“, so heißt es in dem Vorschlag des Regierungsausschusses sehr bezeichnend, „daß in einem industriellen Unternehmen, das auf dem Grundbaß des Gewinns aufgebaut ist, die Körperbehinderten sich nicht durchsetzen können.“ Weiter bringt das Gutachten des Ausschusses Vorschläge für eine ärztliche Behandlung und ähnliche Selbstverständlichkeiten.

Hier haben wir England wieder einmal, wie es selbst und lebt! Seine soziale Gefühlslosigkeit

macht selbst vor denen nicht halt, die in jedem einigermaßen kultivierten Staat der besonderen Obhut der Regierung sicher sind, vor den Opfern des Krieges. In England können sie betteln gehen! Im dritten Kriegsjahr war man allmählich soweit, einen Regierungsausschuß einzuberufen — um im vierten hat dieser Ausschuss „schon“ Vorschläge ausgearbeitet, die in ihrer kümmerlichkeit eine neue Schande darstellen. Auch jetzt noch drückt sich der Staat um die primitivste Versorgungspflicht und will diese den „Arbeitgebern“ aufhalsen — wobei freilich mit bebauendem Achselzucken festgestellt wird, daß sich in den „auf dem Grundbaß des Gewinns aufgebauten“ britischen Unternehmungen die Kriegsversehrten wohl nicht „durchsetzen“ würden! Der weiße Aus-

schuß hat diesen unglücklichen Opfern des Churchill-Roosevelt-Krieges in einer ehrlichen Anwendung wenigstens den richtigen Namen gegeben — man nennt sie „die Unerwünschten“; und kennzeichnet damit zur Genüge die Stellung, die man ihnen in der „fortschrittlichen Demokratie“ dieser Erde zuweisen gedenkt. Bei uns, ihr Herren, sind die Kriegsversehrten die Ehren-bürger der Nation! — Hier aber hat sich die-fer Schandstaat England selbst ein Todesurteil gesprochen. Denn wer Kriegsversehrte so zu behandeln, nein zu mißhandeln sich erdreistet, der hat für seine „soziale Gefühlslosigkeit“ ein Zeugnis abgelegt, das die Gerechtigkeit der Geschichte herausfordert.

Die wahren Beherrscher der USA

Samuel Rosenman tritt ans Licht...

Von unserer Berliner Schriftleitung

In den Vereinigten Staaten hat ein Artikel des jüdischen Journalisten Joseph Israel in der „Saturday Evening Post“ über den Verräter des Staates New York, Samuel Rosenman, erhebliches Aufsehen erregt. Rosenman hat es nämlich bisher stets zu verhindern gesucht, daß sich die Öffentlichkeit in irgendeiner Form mit ihm beschäftige, und das ist um so bemerkenswerter, als er, wie der Artikel Israels zeigt, der mächtigste Mann in den Vereinigten Staaten ist. Er ist nicht nur Mitglied des Roosevelt'schen „Geheimrats“ und auch nicht nur der maßgebliche Arbeiter der Medien und Vorkämpfer des Präsidenten, sondern er hat von seinem eigenen Arbeitszimmer neben dem des Präsidenten aus alle Fäden der amerikanischen Regierung in der Hand, und es geschieht weder innen noch außenpolitisch etwas, was nicht durch seine Hände gegangen wäre. Wir geben nachstehend die wichtigsten Ausführungen aus dem Artikel Israels wieder:

„Samuel Rosenman, Oberdirektor des Staates New York, ist ohne Titel und Gehalt (als Ober-direktor bezieht er allerdings 25.000 Dollar Jahres-

gehalt) seit zehn Jahren die Hand und Stimme hinter den wichtigsten Geschehen und hinter der Politik Roosevelts. Während der kritischen Zeiten der letzten Jahre war Rosenman stets in unmittelbarer Nähe des Präsidenten zu finden. Seine Tätigkeit beginnt dann um 9.30 Uhr morgens, wenn er den Präsidenten in seinem Schlafzimmer aufsucht, um mit ihm die wichtigsten Fragen durchzusprechen, und nimmt ihren Fortgang in seinem kleinen Büro neben dem Arbeitszimmer des Präsidenten oder im Kabinettssaal, wo er sich mit seinen Papieren gern über dem großen grünen Tisch ausbreitet. Er empfängt dort einen ständigen Strom von Besuchern, einschließlich der Mächtigen in Washington, die wissen, daß Rosenman direkt und vertraulich für den Präsidenten selbst handelt. Die meisten wissen, daß er eine inoffiziell aber größere Macht besitzt und ausübt als irgendein Kabinettsmitglied oder Vizepräsident in Washington. Über seinen Schreibtisch und durch seine Hände laufen die großen Organisations- und Reorganisationspläne oder die personelle Besetzung von Schlüsselstellungen in der Kriegsprüfung, Propaganda-

uvm., die als Verordnungen des Präsidenten mit dessen Unterschrift in die Welt hinausgehen. Wichtige Ministerien und noch bedeutendere Namen haben unter seinen sicheren Händen Gestalt angenommen oder sind durch ihn verschwunden. Der Glaube und das einzigartige Vertrauen, das der Präsident in ihn setzt, ermöglichen ihm, an Roosevelts Stelle genau so zu denken, zu schreiben und zu handeln, daß er tatsächlich genau so denkt wie der Präsident selbst. Rosenman ist es, der die Mitglieder des ersten Geheimrats Roosevelts ernannte. Rosenman ist der führende Kopf des heutigen Geheimrats (der sich außer ihm aus Morgenthau, Frankfurter, Cohen und Hopkins zusammenfügt), er ist der einzige, der alle Stürme in Washington überdauert hat, ohne ein einziges Mal angeschrien zu werden (im Gegensatz zu Varuch, der wiederholt in Ungnade fiel).

Rosenman wurde 1896 als Sohn orthodoxer Juden in San Antonio (Texas) geboren. Sein Vater war Kleiderfabrikant und zog alsbald nach Rosenmans Geburt nach New York. Die orthodox-jüdische Einstellung der Eltern hat die geistige Entwicklung des Sohnes sehr stark beeinflusst. Der junge Rosenman studierte Rechtswissenschaften am New York City College und an der Columbia-Universität, wobei er sich durch Arbeiten als Hotelangestellter in den Sommerferien das Geld für das Studium selbst verdiente. Er war ein brillanter Schüler und bestand sein Abschlußexamen summa cum laude. Im Jahre 1920 wurde er als Rechtsanwalt in New York zugelassen. Schon sehr früh betätigte er sich politisch in der demokratischen Partei. Er arbeitete in der New York Times, und zwar besonders im Bezirk des demokratischen Klubs Monongahela, dessen Vorsitz der spätere Führer von Tammany Hall, James J. Hines, war. Aus dieser Zeit datiert seine enge Freundschaft mit Himmels Hines, und durch seine fleißige Arbeit im Monongahela-Distrikt erwarb er sich die politische Erfahrung, die ihm in seiner späteren Laufbahn so nützlich werden sollte. Hines, der ein hervorragendes politisches Führertalent besaß, unterhielt sehr anständige Beziehungen zu Gangstern und Mafiosos, die ihn später ins Gefängnis brachten. Er und Rosenman waren persönlich und beruflich jahrelang eng befreundet, aber diejenigen, die die Nuancen und Psychologie solcher Freundschaft kennen, werden verstehen, daß der junge Rechtsanwalt und Politiker für Hines ein wertvoller Mitarbeiter war, den dieser zum Stimmengänger in den besseren Kreisen benutzte. Es ist höchstwahrscheinlich, daß der Tammany-Hall-Führer, selbst während er mit Rosenman in demselben Hause am Centralpark West wohnte, seinen Freund nie in Angelegenheiten verwickelte, die ihn später hätten in Verlegenheit bringen können.

Im Jahre 1922 wurde Rosenman als Vertreter seines New Yorker Bezirkes in das Abgeordnetenhaus des Staates New York gewählt und zog nach Albany, dem Sitz der New Yorker Legislative. Dort wurde der damalige Gouverneur Alfred Smith auf ihn aufmerksam und besonders dessen enge politische Mitarbeiterin Belle Moskowitz, mit der zusammen Rosenman die demokratische Wahlkampagne von 1928 vorbereitete. Bei dieser Gelegenheit lernte er eines Tages auf der Fahrt von New York nach Hoboken den demokratischen Kandidaten Franklin D. Roosevelt kennen. Zwischen beiden entspann sich sofort eine Freundschaft, die unzertrennlich werden sollte. Vier Jahre lang war Rosenman Roosevelts Berater. Eine seiner Aufgaben bestand darin, dem Präsidenten abends, wenn im Sing-Sing-Gefängnis Hinrichtungen auf dem elektrischen Stuhl stattfanden, Gesellschaft zu leisten. Sie saßen dann zusammen und spielten Karten (an solchen Abenden muß der Gouverneur ausbleiben, um im Falle von wichtigen Gefänd-nissen Strafaufschub gewähren zu können).

Sie trafen sich erst wieder 1932, als Roosevelt Rosenman zum Mitglied des Obersten Gerichtshofes des Staates New York ernannte. Roosevelt erklärte damals vor Pressevertretern in Albany: „Die Trennung von Rosenman bedeutet für mich genau so viel, wie der Verlust meines rechten Armes.“ Aber der Präsident konnte seinen Ratgeber nicht mehr entbehren, und es dauerte nicht lange, bis er ihn nach Washington berief. Trotz seiner häufigen Reisen dorthin behielt Rosenman jedoch seine Stellung als Oberdirektor. Andererseits war er auch nicht blind gegenüber den Möglichkeiten, die sich für ihn durch die enge Verbindung mit Roosevelt ergaben. Im Jahre 1933 gründete er die Rechtsanwaltsfirma Rosenman, Weil, Gottlieb und Wanges, die in der 42. Straße in New York ein hochgelegenes Büro besaß und sehr schnell mehr Zulauf erhielten, als sie bewältigen konnten. Rosenmans Tätigkeit bestand darin, seine Kunden, große amerikanische Firmen, gegen hohe Gebühren vor den Bundesbehörden in Washington zu vertreten.

Es ist begreiflich, daß diese Darstellung in den politischen Kreisen Amerikas sehr starke Erörterungen hervorgerufen haben, denn aus ihnen geht das hervor, was wir hier immer wieder an Hand zahlreicher Belege auszuführen haben, daß nämlich Rosenman tatsächlich nur ein Vertreter seines jüdischen Ausschüßers ist und daß die tatsächliche Herrschaft in den USA ausschließlich vom Judentum ausübt wird. Daß Rosenman Tammany Hall, die Zentrale des demokratischen Partei-Klubs, vollständig beherrscht und sie als seinen persönlichen Generalstab benutzt, ist nach den Ausführungen Israels ebenso klar wie die Tatsache, daß schon die erste Wahl Roosevelts zum Präsidenten durch den Rosenman'schen Generalstab, also durch Tammany Hall, gemanagt wurde. Es hat also seinen schwerwiegenden Grund, wenn Israel in seinen Ausführungen weiter von einer „Rosenmanisierung der amerikanischen Regierung“, das heißt von einer abso-luten Beherrschung aller maßgeblichen Posten der Regierung Roosevelts durch Rosenman spricht. Das geht u. a. auch aus der Tatsache hervor, daß der Jude Rosenman, der Mann „ohne Titel und Gehalt“, den Präsidenten so gar mit allen Vollmachten vertritt, wenn Roosevelt auf Reisen ist, obwohl es ja immerhin einen Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten, nämlich Wallace, gibt.

Die bemerkenswerteste Tatsache an diesen Ver-öffentlichungen ist die Tatsache, daß diese Stellung zum ersten Male in aller Öffentlichkeit geoffenbart wird. Daraus geht klar hervor, daß die Juden Amerikas heute keine Veranlassung mehr haben, ihre Position im Weissen Haus noch in irgendeiner Form zu tarnen.

Hauptkreditgeber: Hans Christian Meyer, Verlag u. Druck: G. Straube, Wuppertal-Oberbeld, Fernruf 217 01. Preisliste 9.

Samstag, 16. Januar, Sonnenunterg. 16.55 Uh
Sonntag, 17. Januar, Sonnenaufgang 8.30 Uh
Mondzeiten in der kommenden Nacht
Aufgang vor Sonnenunterg., Unterg. 4.54 Uh

Um die Meisterschaft

Eine Geschichte vom Eislautsport von Irmgard Finkh

Obwohl ich dem weiblichen Geschlecht angehöre, sagte die junge Frau lächelnd, bin ich doch meistens meinem Verstand gefolgt, und irgend eine augenblickliche Stimmung hat bei mir nie die Vernunft vom Bord werfen können. Einmal aber — ich bin jetzt noch froh darüber, daß es so war — ist das Gefühl mit mir durchgegangen.

Ich war damals fünfzehn Jahre alt, als ich zum ersten Male für die Meisterschaft im Eislautsport starten durfte. Reichlich jung, nicht wahr? Dabei hatte ich nicht einmal, wie so viele andere, ehrsüchtig auf dieses Ziel hingearbeitet. Ich lief allerdings leidenschaftlich gern. Mein Können verbande ich aber eher äusseren, ganz besonders günstigen Umständen: da war der kleine See, ganz nahe dem Hause, die Abgeschiedenheit unseres Gutes, die einen von selbst auf dieses einzige Vergnügen hinwies, vor allem aber, daß ich an meinem Vater einen vorzüglichen Trainer und Lehrmeister besaß. Also: ich war angemeldet. Eine Woche vor der Konkurrenz fuhren Vater und ich von zu Hause fort, damit ich mich an Ort und Stelle gewöhnen könne. Ich war sehr hoffnungsfreudig, aber nicht einmal besonders aufgeregt. Vor dem Ausrufen war mir nicht bang. Ich wollte einige originelle selbstgedachte Kombinationen vorführen, die eine schöne Zeichnung ergaben. Viel gefährlicher erschien mir die Pflichtübung, bei deren Ausführung ich eine leichte Unsicherheit nicht ganz überwinden konnte.

Zwei Tage vor dem Meeting gab es eine Sensation. Die bisherige Meisterin, Ellen Ranssen, mußte wegen einer Krankheit ihre Teilnahme absagen. Und so kam es, daß am Vortag der Pflichtübungen der Vater meinte, seinen Beobachtungen nach wären meine Chancen groß. Nur mehr eine Bewerberin, Sophie Tern, käme außer mir in Betracht. Ich konnte sie bereits. Sie war mir aufgefallen durch die Präzision ihrer Figuren, und außerdem hatte mich ihr verblüffendes Gesicht beim Training jedesmal belustigt.

Der erste Tag ging über Erwarten gut vorüber. Sehr sicher war ich meine Pflicht gelaufen. Noch war die Entscheidung nicht gefallen. Nur eines war klar: die ganze Konkurrenz lief auf ein Duell hinaus zwischen der Tern und mir. Es war am Nachmittag vor der Entscheidung. Ich lag zusammengerollt auf dem Sofa. Da wurde ich plötzlich durch ein kräftiges Pochen an der Tür aus meinen Gedanken aufgeschreckt. Eine Dame trat ins Zimmer.

„Versuchen Sie, bitte, meinen unerwarteten Besuch“, sagte sie. Es war Sophie Tern.

„Ich komme, Sie um etwas zu bitten“, begann sie unvermittelt.

Neue Pause. Krampfhaft bemühte ich mich, zu erraten, worum es sich handelte, was sie von mir wollte. Endlich brach sie das Schweigen, und nun fing sie an zu erzählen, von ihrem freudlosen Leben zu Hause, daß sie verlobt gewesen sei, aber ihr Bräutigam sie verlassen habe, als sie das Vermögen verlor. Seitdem sei sie in einem Büro tätig, seit acht Jahren schon, Tag für Tag, die gleiche Arbeit, ohne Hoffnung, ohne Zukunft, und immer von dem Gedanken gequält, alt zu werden.

Plötzlich platze sie heraus in ganz veränderter Ton: „Morgen ist das Ausrufen. Bitte überlassen Sie mir den Sieg.“

Ich fand keine Antwort. So redete sie weiter. „Sehen Sie, Sie sind glücklich, Sie haben ein schönes, sorgenfreies Leben. Ihnen bedeutet es nicht viel, ob Ihr Name bekannt wird oder nicht — aber für mich hängt alles davon ab. Ich bitte Sie, verzichten Sie, nur dieses eine Mal!“

Ihre Stimme war erst leise geworden, jetzt klang sie mehr fordernd als bittend. Ich weiche nicht, was sie sich damals vorstellte, ob sie auf ein Filmengagement hoffte, oder Professional

werden wollte — mir wirbelte ganz anderes durch den Kopf. Meine Hoffnungen, meinen Ehrgeiz, was die Mutter sagen würde und die Freundsinnen, und wie sehr ich mich darauf freute hatte. Aber da war jemand, der sich mir anvertraut hatte, dem ich helfen konnte und dem ich also helfen mußte. Es war schwer für mich, zu verzichten, aber hier war das Leben zum ersten Male mit seinem Ernst an mich herangetreten, hatte eine Tat von mir gefordert, ich mußte zeigen, daß ich ihm gewachsen war. Ich streckte ihr die Hand hin:

„Künnlein Tern, ich verspreche es Ihnen.“

Mir war feierlich zumute, ich kam mir vor wie der Marquis Posä, der sein Leben opfert, um dadurch dem Freunde Glück und Zukunft zu bereiten.

Es kam der nächste Morgen. Die begeisterte Stimmung vom Vorabend war mit dem Schlaf vergangen. Meine Handlungsweise erschien mir jetzt in einem ganz anderen Licht, unfair und ein Verrat an Gedanken des Sports. Aber ich hatte ihr die Hand gegeben.

Es handelte sich jetzt nur mehr um das Wie. Ich würde eben beim Ausrufen nicht die vorgelegte Zeichnung, sondern immer nur leichte und möglichst gleichartige Figuren ausführen. Nachher vor dem Vater und vor den anderen wollte ich mich damit entschuldigen, daß ich vor lauter Aufregung mein Programm plötzlich nicht mehr beherrscht hätte.

Wieder stand ich auf dem großen Platz. Diesmal waren alle Tribünen dicht gefüllt. Neben mir stand Sophie Tern. Ein paar nichtssagende Worte hatten wir gewechselt. Doch das Gespräch des Vortages war nicht erwähnt worden.

Endlich erklang die Musik. Gleich als erste lief die Tern. Mit brennendem Interesse verfolgte ich natürlich jede ihrer Bewegungen. Schwierig und abwechslungsreich war ihr Programm. Sie lief ausgesprochen gut und sicher, nur eines störte:

man fühlte die Anstrengung, die Mühe, kurz, es fehlte der Schwung.

Dann war sie wieder neben mir, während die nächste lief. Als mein Name gerufen wurde, gab es mir einen Stich. Neben mir fühlte ich zwei Augen brennend auf mich gerichtet. Aber ohne hinzusehen, betrat ich das Eis. Niemals habe ich bei einer Konkurrenz, bei noch so zweifelhaften Aussichten solches Herzlopfen gefühlt wie damals. In den ersten Takten der Musik zog ich vom Startplatz weg die große Spirale und fast augenblicklich begannen die Zuschauer zu applaudieren. Der Beifall wiederholte sich bei jeder der einfachen Figuren, mit denen mein Programm anging. Die Musik begleitete mich, und der innere Rhythmus trug mich weiter von Figur zu Figur. Ich sah nicht, was um mich herum war, und plötzlich kam das Gefühl des Schwereins über mich, dieses unirdische Glücksgefühl, das ich schon so oft empfunden hatte. Alles Wirkliche verlor sich, ich wußte nicht mehr, wo ich war, ich hatte vergessen, daß es einem Wettkampf galt, hatte vor allem das Versprechen vergessen, mein gegebenes Wort.

Als nach drei Minuten das Zeichen ertönte, stand ich da, wie aus einem Traum gerissen, allein auf dem großen Platz. Ringsherum aber gebärdeten sich die Zuschauer wie toll, schrien, klatschten und trampelten Beifall. Im ersten Augenblick war ich glücklich, doch dann fiel mir drückend mein Unrecht ein, mein Wortbruch. Suchend sah ich mich nach Sophie Tern um, doch nirgend konnte ich sie erblicken. Nachmittags ging ich endlich zu ihr. Ihr Zimmer war leer und ich erfuhr, daß sie gleich nach Bekanntwerden des Meisterschaftsergebnisses abgereist sei. So versuchte ich denn, einen Brief an sie zu verfassen, aber es gelang nicht. Was hätte ich auch schreiben können? Daß ich trotz der besten Absicht nicht anders gekommen wäre, oder daß ein Etwas stärker gewesen sei als mein Wille — alles das klang so gesucht und unwahrscheinlich.

„Und was ist aus Ihrer Rivalin geworden?“

fragte einer der Zuhörer.

„Sie ist, wie ich hörte, schon seit Jahren Trainerin. Da wird es ihr ganz gut gehen, da schließlich der Sport bei ihr von Anfang an ja nur Mittel zum Zweck war.“

Der Ring aus Mailand

Von Adolf Eldens

Manch einer, der zwar „in Liebe auf den ersten Blick“ entflammten kann, ist seinen Geschäftspartnern gegenüber so vorsichtig, daß er mit ihnen am liebsten jenen nicht minder sprichwörtlichen Satz Salz essen möchte, ehe er zum Abschied schreitet. Und jeder von uns weiß, daß man trotz aller Erprobung im einen wie im anderen Falle genaschert werden kann. Wie man sich denn auch inzwischen leider hat davon überzeugen müssen, daß Herr X mit seinen überbogen zuweisen rascher und erfolgreicher durch das Land kam als Herr Y, der es mit dem Gute in der Hand versuchte.

Wenn sich dennoch unsere Sympathien in stärkerem Maße Herrn Y zuneigen, so hat das freilich seine guten Gründe: Seine Gründe des Anstandes und der Sitte, des lebenswürdigen Verkehrs und des Vertrauens von Mensch zu Mensch, ohne die dieser selbstlose Mobus längst noch mehr zerfallen und eingebaut sein würde, als er es ohnehin schon ist. Der Ring aus Mailand, von dem hier berichtet werden soll, ist ein schönes Beispiel dafür.

Bekanntlich gibt es zahlreiche Geschichten und Anekdoten um Ringe, anfangs von dem sagenhaften Ring des Polstrates bis zu den Schwanfiguren mit dem Ehering in der Westentasche. Da sich, wie man weiß, ihre Wahrheit selbst bei Polstrates — nicht immer einwandfrei nachvollziehbar ist, haben wir uns eher Grund, darauf hinzuweisen, daß die Episode aus Mailand tatsächlich echt und erlebt ist.

Fremdliche Kerzte hatten mich damals ziemlich intensiv operiert und waren anschließend der Meinung, eine Kur in südlicheren Gefilden sei angebracht, um wieder ganz zu Kräften zu kommen. Es wurde denn auch eine wirkliche „Kur“: im Grunde todanweisig, aber offensichtlich heilsam: ich lag stunden- und tagelang auf einem sonnigen Balkon in Lugano, ohne von dem reizenben Städtchen oder gar den damals noch originellen Attraktionen seines Boscos etwas mitzukriegen. Immerhin stand auf meinem Programm als Abschied ein Ausflug nach Mailand.

Der Mailand kennt, wird sich erinnern, daß die Piazza Duomo von einer Fülle herrlichster Kunstwerke umfäumt ist, deren phantastische Auslagen den Freund erlesenen Schmuckes unrettbar in ihren Bann ziehen. Und in einem dieser Schaufenster sah ich den Ring: Eine wunderbare altitalienische Arbeit aus Gold, Silber und Lapislazuli, dazu eigentlich recht preiswert. Doch ich hatte nur das Reizgefühl eines Tagesausflugs bei mir und war auf außergewöhnliche Auslagen nicht vorbereitet. Nun, ich beschloß zunächst den Dom, dann freilich zog es mich wieder zu dem Ring hin, er ließ mich einfach nicht mehr los, bis ich den Laden betrat, um ihn wenigstens einmal in der Hand halten zu können.

Die Unterhaltung mit dem Herrn des Hauses war nicht ganz leicht, da er ebensoviele Deutsch sprach wie ich Italienisch verstand; aber Kunstfreunde finden schon einen Weg, sich zu verständigen. Der Juwelier spürte bald meine unglück-

liche Liebe zu dem Ring, und so geschah es wohl, daß er mir lächelnd das Angebot machte, ihn doch mit nach Lugano zu nehmen und das Geld durch mein dortiges Hotel überweisen zu lassen.

Von soviel Vertrauen in ein ehrliches Gesicht war ich berührt betroffen, daß ich mich zunächst umständlich vergewisserte, ob ich den alten Herrn, der mir so freundlich zubereitete, nicht mißverstanden hätte. Doch es stimmte schon, ja, er wollte nicht einmal meine Ausweis-papiere sehen, und eine kleine Anzahlung mußte ich ihm beinahe aufdrängen.

Heute trägt den Ring bei festlichen Anlässen zuweilen meine Frau; aber jedesmal, wenn ich ihn wieder sehe, denke ich an jene Episode auf dem Domplatz in Mailand, ein wahrhaft ermunterndes Beispiel für die These von Treu und Glauben.

Ein „Glühwürmchen“ im Baum

Gute naturwissenschaftliche Kenntnisse haben noch niemals geschadet, im Gegenteil, sie sind sogar angebracht, vor Schäden zu bewahren. Diese Erfahrung machte kürzlich auch ein Einwohner von Oberwartha in Sachsen, der des Nachts auf seinem Heimwege auf einem Apfelbaum etwas leuchten und aufblitzen sah. Ada, dachte der nächtliche Wanderer zunächst, das ist ein Glühwürmchen. Dann aber fiel ihm ein, daß die Anwesenheit eines Glühwürmchens in einer Erleberin doch eigentlich eine naturwissenschaftliche Unmöglichkeit sei. Er überlegte kurz und kam zu dem Schluss, daß das Glühwürmchen nichts anderes als eine Leuchtengarbe sein konnte, die ein unfestgelegter nächtlicher Apfelkriecher benutzte. Der machte sich also daran, den Dieb zu packen, dieser aber hatte bereits Rente gezogen und hatte sich schon längst vom Baum und davon gemacht. Allerdings hatte der apfelkriechende Leuchtengarbe ein Häutchen über dem Kopf, das mit 16 bis 20 gelben Punkten besetzt war, die sich in einem Kreis anordneten. Auf Grund dieser Punkte war es offensichtlich nicht schwer, das entlarvte „Glühwürmchen“ zu ermitteln und, der verdienten Strafe zuzuführen, denn Obdielebhaber, noch dazu, wenn sie während der Verbundung ausgeführt werden, werden heute keineswegs mehr als „Krautler-Verbrecher“ oder „dumme Spähe“ gewertet, sondern erhalten die schwere Abkündigung, die derartigen Taten zukommt.

Kohlenklaus's schmähliche Niederlage



Kohlenklaus will uns für dumm verkaufen!

Darf Kohlenklaus Erfolg haben, wenn er auf unsere Gedankenlosigkeit und — mit Verlaub zu sagen — Dummheit spekuliert? Nein, da protestieren wir ganz energisch. So wenig uns Kohlenklaus im Hochsommer verleiten könnte zu heizen, kann er uns jetzt im Winter dazu kriegen, den — Kühlschrank in Betrieb zu lassen. In der Speisekammer, auf dem Balkon oder vor dem Küchenfenster ist Raum genug, um verderbliche Nahrungsmittel kühl aufzubewahren. Du und ich und wir alle haben die Devise: „Erst denken, dann schalten!“ Wenn wir immer danach handeln, ist das Kohlenklaus's Todesurteil! Ab heute also: Alle Kühlschränke ausschalten! Hier ist für ihn nichts mehr zu machen, — Paß auf, jetzt sucht er andre Sachen!

Die tausendjährige Straß

ROMAN VON ERNST ZAHN

Copyright by Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart.

(12. Fortsetzung)

Aber Tobias erwiderte: „Diesmal sind es nicht die Kleider!“

Candida machte sich mit den Gläsern und Flaschen zu schaffen. Sie verriet nicht, was sie dachte. Aber im Ohr klangen ihr die Hufschläge des enteilenden Pferdes.

Riklaus sprang sie mit der Frage an: „Hat er dir auch gefallen?“

Sie antwortete ruhig und kühl: „Besser als mancher, den ihr schon ins Haus gebracht.“

Damit ging sie hinweg. —

In der gleichen Nacht lehrte Josef Walter aus dem Tessin zurück. —

Am andern Morgen in der Frühstücksstube gab der Heimkehrer seine Verlobung mit Faustina Solari bekannt.

„Endlich“, spottete Riklaus.

Aber Christian, dem erregte Begeisterung die Bänder färbte, sagte: „Sapperment, sapperment! Da kommt bald wieder ein Besuch! Und keiner, der sich nicht neben dem Keding sehen lassen kann.“

Sie sahen alle vor ihren Tassen.

„Meinst, daß ich weißes Blut zu unserer Bedächtigkeit?“ fragte der alte Tobias den Sohn.

Josefs Gesicht glühte. „Es muß!“ gab er mit dem Eigensinn eines Menschen zurück, der verbun- gert, wenn er seinen Willen nicht bekommt. Und er ließ aus der Stube. Jeder Zweifel nach ihm, weil er in ihm selber auf Zweifel traf.

Nach seinem Abgang sagte Riklaus: „Er hat es ertrögt. Keipelt vor seiner Ausdauer. Ich weiß nicht, was er angestellt hätte, wenn ihm das schief gegangen wäre.“

Der alte Tobias bog den Kopf. „Schief gehen kann es noch immer“, grübelte er. „Vom Hochzeitsbett zum Sarg ist ein langer Weg.“

Erregte Tage folgten im Haus zum Loch. Die Sache mit Keding wurde in den Hintergrund gedrängt. Briefe wechselten zwischen Stalben und Vellenz. Josef legte die Verlobungsarten auf den Tisch. Sie wurden versandt. Glückwünsche und Geschenke trafen ein. Es war ein Jubel wie bei jedem Verbruch.

Ein Brief Keding's an den Bräutigam lautete: „Lieber Kamerad! Ich gratuliere Dir. Das ist rasch gegangen. Im Grunde hättest Du wohl nie- mandes Hilfe bedurft. Hilt Dir auch weiter immer selber! Du wirst einen starken Willen brauchen.“

Josef behielt den Inhalt dieses Briefes für sich. Er gab ihm zu denken. Es war ihm, als könne Keding die Faustina besser als er selbst, und als läge Unersklärliches wie Nebel zwischen jener und ihm. Er dachte mit einer merkwürdigen Unruhe an die Zeit, da auch Keding ihr wieder begegnen werde. Aber das Vertrauen zu diesem stieg noch immer manchmal warm in ihm auf. Und es war ihm eine ausgemachte Sache, daß der Dienststern bei der Hochzeit dabei sein müsse.

Bald nachher meldete eines Tages eine Depesche Faustinas Ankunft. Josef fuhr mit dem mit zwei Pferden bespannten Dreak zum Bahnhof. Die Kuse der Pferde klapperten auf dem Holperpfaster; aber heftiger, lauter kloppte sein Herz. Faustinas Antworten auf seine Briefe waren kurz gewesen. Man sah sich ja bald, hatte sie geschrieben. Er aber war jetzt ängstlich sowohl wie begierig, sie wiederzusehen. Sie stand ihm als unberechenbar im Gedächtnis, gleichsam als etwas, was einem entgleiten konnte, wenn man es nicht fest und sicher hielt. Als sie nun aber aus dem Zweite- klassenzug stieg, erschien sie ihm viel schöner und eigenartiger noch, als er sie in Erinnerung getra- gen, und Zweifel und Bedenken gingen ihm in der Liebe von Bewunderung unter, die über ihm zu- sammenschlug.

Sie war neumodisch gekleidet. Ihr Kleid war kurz. Feines Schuß- und Strumpfwirk und ein kleiner ledner Hut gaben ihr etwas Ungeöhnliches, Landfremdes, und allem Landläufigen zuwider lief auch die freie Sicherheit und Ueberlegenheit, mit der sie auf ihn zukam. Ihre Glieder waren zugleich fein und doch wie stählern. Die Haltung des brau- nen Kopfes hatte etwas Selbstbewußtes, und sie erlebte die Begrüßung rasch, fast herrlich, als sei ihr jeder Zeuge lästig, der auf dem Bahnsteig stand. Sie küßte ihn nicht, wie er erwartet hatte. Mit kurzem heftigem Druck ergriff sie seine Hand und leitete ihn zum Wagen. Ehe er sich verlor, hatte er das Leitseil in Händen und sah sie stumm hin- ter sich fliehen. Die ausgerubten Pferde sprangen an. Faustina blinnte vom hohen Wagen auf die Gasse, die ihr nachschauten. Jetzt erst wurde ihr inne, daß ein sonderbares Gefühl, auch Keding sei irgendwo in der Nähe, sie hatte halten lassen. Sie empfand den raschen Galopp der Pferde wie Lö- sung von etwas Lastendem, und ihr freier hoher

Sitz auf dem Gefährt gewährte ihr den Eindruck einer gewissen Ueberlegenheit und Unabhängig- keit. Das war, was sie in Stalben und bei Josef Walter suchte!

„Du hast schöne Pferde“, rühmte sie gutgelaunt zu Josef.

Er erwiderte geschmeichelt, rasch und sieges- sicher: „Du wirst noch manches sehen, was dir ge- fällt.“

Sie fuhren in raschem Trab durch den Ort Stalben zum See. Faustinas Blide strichen um- her.

Das Tor des hohen Zauns am Haus zum Loch stand weit offen, als sie anlangen. Josef hob sich auf seinem Bod. Die Brust dehnte sich ihm. Bei, was führte er für einen Gast ein! Was würden sie alle staunen, die andern! Er knallte mit der Peitsche, wie der Schwager auf der Hochzeitskul- sche.

Auf dem Werkplatz ruhten Hammer, Beile und Sägen. Aus Fenstern und Türen spähte die Neu- gler.

Ottwin Dorta ging an einer Gruppe von Mühl- gäsen vorbei und spottete: „Habt Ihr noch nie ein Frauenzimmer gesehen?“ Dann verschwand er in der Sägerei.

Vor der Haustür übernahm ein junges Knecht- lein die Pferde. In der Tür selbst erschien Vater Tobias, das Troddelbäppchen in der Hand. „Grüß dich Gott, Tochter“, rief er Faustina mit seiner warmen glühenden Stimme. „Ich freue mich, daß mir mein Knechtler etwas so Schönes ins Haus bringt.“ Und er dachte, was er sagte: Gaderlott, faderlott! Der Josef hatte seinen schlechten Ge- schmack!

Faustina sprang vom Wagen und gab dem Al- ten die Hand. Auch das geschah rasch. Auch jetzt wieder war es, als wolle sie den eigenen Gedan- ken nicht Zeit lassen, sich zwischen die kleinen Er- eignisse der Ankunft zu schieben.

Von zwei Seiten kamen in Arbeitskleidern Riklaus und Christian gelaufen. Während sie auch diese begrüßte, schaute sie sich um. Die Zahl der Gebäude und Arbeiter machte ihr Eindruck. Das Bohnhaus schien ihr häßlich. Aber über den See hin ging ihr Bild eine Sekunde lang suchend ins Leere. Dann trat sie mit jähem Schritt ins Haus: „Ich kann nicht rasch genug alles sehen“, ent- schuldigte sie sich bei den ihr folgenden vier Männern.

Sie flogen treppan. Wo blieb die Schwester? dachten die Brüder Walter. Warum kam die Schwester nicht zum Empfang? fragte sich auch Faustina.

Der Fluß, den sie erreichten, war voll Sonne. Tafelwände aus gelbem Tannenholz blinnten. Zu- weilen schienen die Felsen unter einem Fuß. Im Hintergrunde stand eine Tür weit offen, und durch sie blickte man in eine mächtige Stube und in Fen- ster, durch die eine Fülle von Licht brach. Auch hier blinnte das Gefäß. Aber inmitten aller Unschiff- liche stand ein blondes breitbürtiges Mädchen. Sie schien sich eben von ihrem Stuhl erhoben zu haben; denn sie hielt noch ihre Stridarbeit in Händen. In ihrer Haltung lag eine fähle Gelassenheit, als dränge sie nichts, den Gast vorzeitig zu begrüßen.

Faustina maß sie und beurteilte, was sie sah: Sie hat keine Mutter mehr. Sie verwalte also das Haus. Vielleicht bist du ihr nicht recht, weil sie für ihr Regiment fürchtet! Und dann: Sie ist eine ansehnliche Person. So mögen die Weiber ausgehen haben, die bei den alten Helveten mit auf den Schlachtwagen standen! Ganz zuletzt fiel ihr auf: Ihr krauser Scheitel schäumt in der Sonne wie lockendes Gold.

Jögner näherten sich die zwei Frauen ein- ander. „Guten Tag“, klang es ein wenig still und tonlos hin und zurück. Hände ergriffen und ließen einander.

Da sprang Josef vor und nahm Faustina Hut und Jade ab. „Mach dich daheim“, bat er eifrig und irgendeine Befort, vielleicht, weil er an Fau- stinas Heimlichkeit zweifelte, vielleicht, weil er fürchtete, Candida könne sie verstimmt. Dann meinte er sich und den andern den Beweis schul- dig zu sein, daß seiner Verlobung die Richtigkeit nicht fehle. Er stellte sich vor Faustina hin und bat: „Küsse mich! Sonst glauben uns die andern nicht, daß wir Liebesleute sind!“

Sie schaute ihn verständnislos und fast feind- selig an. Dann jedoch besann sie sich, fügte sich und empfing seinen Kuß auf die Wangen.

Unterdessen trug die alte Eva, eine glatthäutige Magd von starken Gliedern und mit einem stren- gen und doch guten Gesicht eine Flasche Wermut auf.

„Welchen Wein zum ersten Gruß“, erklärte Vater Tobias und schenkte ein.

Faustinas Herz erwärmte sich ein wenig um des alten stillen gastfreundlichen Mannes willen. Die beiden jungen Brüder drangen mit ihren Gläsern auf sie ein: „Prost! Künstliche Schwä- gerin!“

Sie stich auch mit ihnen an. Auch mit Can- dida. Aber diese nippte kaum und setzte ihr Glas beiseite. Faustina wurde dessen gewahr, und das küßte Wessen der andern häßte ihr wieder im Sinn, während sie trank und mit den Männern weiter sprach.

(Fortsetzung folgt.)

Wu

Ein Film-
fandrenliert
thematisches
und desdals
gekauften
eines Charak-
den Riecher
einer tiefen
Die Regie fu-
das Spiel
Nim schon
spieler am
bertrugenen
Er zauberte
mung auf
Stoffes aus
Auf be-
Nicht so
Traffili. C
Rerche-Vit
Kennen für
fleißlich als

Die gott-
berlich, und
Woche, ein
— „Die
feld, und C
film schon
im Eden
junge Graf“
noch für sie
film „Dr.
Barmen, un-
theater“, das
fach deutlich
bieten an
schattliche G
vermögend
und diese ga-
sen „Gestie-
Kellnerin An-
1943 desob-
tells in der
Auch die
Produktions-
ten: Währen-
migte Stoffe
Dezember 19
lich jeweils
Solls insbe-
zum Teil
den Film
haben.

75 deutliche

Trog den
berloner
Film notwe-
organisations-
ernten. Sälte
mehr fertigt
als im Ge-
duktionsabre-
ind; demge-
De z e m e
stimmung
1943 desob-
tells in der
Auch die
Produktions-
ten: Währen-
migte Stoffe
Dezember 19
lich jeweils
Solls insbe-
zum Teil
den Film
haben.

Ver

Nachlaß-
tag, d. 18.
werde ich
straße 24, H
verleihen
Taubert
rida, 1. fir
Raummode,
renländer,
meage, ein
Tischman-
ständer, 2
lampen, 2
Süder, 2
1. Gaslam-
bis 14% U
bereich, u.
B. Darm.

Grus

Frau Otto
verkauft ode
schaffi. Ein
ogend von
Auch, Bad
naltliche Re-
her Garten.
Zuschobjekt
familienbau
auch aaden
Anfragen u
7-11 mor-
Habe anzu-
sich
wenn zum
dauier geb
gans, Gurr
Rittoriahr.
L. Nierhof
Auf 3266
Südpas 1.
Südpas 1.
Wohnhaus
Bettler zu
Anzeigenge
W. Klawow
Humpert
der 24. 9
lung von
und Gurr
Teilzibern
Industrie-
in Wupper
möglich an
taufen gel.
Gartenar-
Wochenab-
taufen ob
Klosterleil
zu fl. gel.
Suche W
Umgebung
Ana, u. V
Lager- u
Größe in
ob, pallend
mieten gel.
stüdsma.

Ballen-Pe
Keller, O.
berfeld, D
24sp. Dou
last neu
5560 Stüde
phäre für
höbe 110 m
sehr preis
Aelt., aob-
dangemoie
6 Ab-Rall
10, 1 Vert
Fast neu
Gabe 100
Kinderbei
für 70 M.

Tagesspiegel der Wirtschaft

Preisneuregelung für Rauchtabak

Preisnuregelung für Rauchtabak

Früher wurden in den billigeren Rauchtabaksorten bis zu 70 und 80 v. H. Rippen verarbeitet. Solche Rippen stiegen heute nicht mehr in den Handel und so Verfügbar. Stattdessen werden Blattabacke, und zwar vorzugsweise ausländische, verwendet, die naturgemäß mehr kosten als Rippen tabak. Infolgedessen werden heute mehr Tabaksorten besserer Qualität in höherer Preisklasse hergestellt. Im allgemeinen wird der Raucher diese Entwicklung nur begrüßen und ganz gewiss sein, den höheren Preis für die besseren Sorten zu bezahlen. Ein ungeregeltes Hinüberwechseln zu höheren Qualitätsstufen und damit Preisklassen zu verhindern, hat der Preiskommissar in einem Erlaß eine Preisnuregelung getroffen. Während die Hersteller ihre Rauchtabak bisher an teilmäßig in denselben Preisklassen herstellen mußten wie vor dem Kriege, gelten seit dem 1. Januar 1943 drei Schritten werden dürfen. Bei der Herstellung von Pfeifen tabak darf ein Durchschnittspreis von 9,28 RM je Kilogramm bei steuerbegünstigtem Feinschnitt von 13,04 RM, nicht über diesen Preisen liegen. Um auch weiterhin den Bedarf an billigeren Sorten zu befriedigen, ist ein Preisschritt darüber hinaus bestimmt, daß in dem Herstellungsprogramm beim Pfeifen tabak mindestens 20 v. H. in der billigeren 6-RM-Preisklasse und beim steuerbegünstigten Feinschnitt mindestens 10 v. H. in der 10-RM-Preisklasse vertreten sein müssen. Auch darf das Verhältnis von Pfeifen tabak zum steuerbegünstigten Feinschnitt nicht zugunsten des Pfeifen tabak verändert werden. Außerdem dem Rat der Finanzminister gewisse steuerliche Ermäßigungen gewährt.

dem hat der Finanzminister gewisse steuerliche Ermäßigungen gewährt.

Rheinisch-Westfälische Kalkwerke, Dornap. Laut Bericht des Vorstandes verlief das Geschäftsjahr 1941-42 (30. 6.)

betrug abzüglich der Aufwendungen 0.737 (0.845), dazu kommen Erträge aus Beteiligungen mit 0.159 (0.145) sowie an Erträge mit 0.024 (0). Andererseits erforderten Zinsen 0.310

(0.320). Der Rklage wurden 0.010 überwiesen, so daß sich der Reingewinn wieder auf 0.600 stellt, woraus 4 Prozent Dividende auf 15 Mill. RM. AK. vorgeschlagen werden. Aus der Bilanz: Rücklagen 2.583 (2.573). Rückstellungen werden umgekehrt: Schulden 9.571 (1.146). Rücklagen 9.571 (9.571) und sonst. Vermögensgegenstände 22.775 (22.832), darin Beteiligungen 2.74 (2.73), Umlaufvermögen 5.719 (5.945) gegen über, darunter Forderungen an Konzernunternehmen mit 1.463 (1.743). Hauptversammlung am 20. 1. in Düsseldorf.

Maschinen- und Werkzeugfabrik Kabel, Vogel & Schemmann AG., Hagen-Kabel. Diese Familiengesellschaft weist für 1941-42

(30. 6.) bei einem Rohtrag von 2.05 (2.18) Mill. RM. nach Abschreibungen von 124 881 (215 293) RM. einen Reinge-
winn von 217 200 (237 280) RM. aus. Die Bilanz zu
Zeichentage bei einem im Vorjahre von 0.54 auf 1.35 Mill. RM.
berichtigten AK, die Rücklagen mit 0.52 (0.34), Wertberich-
tigungen mit 0.15 (0.14), Rückstellungen mit 0.71 (0.80) einschl.
Pauschalsteuer, Verbindlichkeiten mit 0.46 (0.53), andererseits
ein Guthaben von 0.40 (0.40) als Vermögensgegenstand.
darunter: Bestände 0.40 (0.40), Wertpapiere und Steuerge-
schaine 0.85 (0.83), Warenforderungen 0.79 (0.97), Bank- und
Betriebsanlageguthaben 0.56 (0.30) Mill. RM.

Der schweizerische Außenhandel im Dezember 1942 kennzeichnet sich nach amtlichen Angaben im Vergleich zum November durch eine beachtliche wertmäßige Steigerung des

November wurden eine beachtliche Verminderung des Umsatzes und eine noch ausgedehntere Senkung der Wertschöpfungsmasse in der Ausfuhr. Die Einfuhr erreichte 172,4 Mill. Mfr., erhöhte sich also gegenüber dem November um 28,6 Mill. Mfr., die Ausfuhr zeigte einen Wertzuwachs von 37,1 auf 179 Mill. Mfr. Die jetzige Exportwertziffer liegt dabei erheblich über dem Durchschnitt der Monatswertziffern der Vorjahre. Während der Wertsumsatz der Einfuhr diejenige des Jahres 1941 nur leicht überschreitet, Mengendäßig verzeichnet die Dezemberperiode gegenüber dem umsatzschwachen Vormonat mit 35 532 Wagen einen Mehrbetrag von 3655 Wagen zu 10 (plus 15,1 Prozent), während die Dezemberzufuhr im Durchschnitt mit 14 871 Kraftfahrzeugen um 54 Prozent über dem Wert der gleichnamigen Abnahme sind vornehmlich Lebensmitteln beteiligt.

Berliner Börse. Die Aktienmärkte wiesen zum Wochen schluß eine sehr ruhige Haltung auf. Die weiterhin vorherrschende Materialknappheit kam in einer hohen Zahl von Strichnotierungen zum Ausdruck. Der Grundton war erneuert fest. Am Montanmarkt stellten sich Rheinstahl um 0,50 v. H. höher; Mannesmann verloren 0,12 v. H., Hoesch, Ver. Stahl werke und Stolberger Zink blieben unverändert.

sch. bring u.
Ang. E 7395 G.
1,85 Meter oder
darüber 37. Haar-
daumenst. 89-91
um-Pumpe zu
ne auf neue Luft-
E 7820 an Ost-
fuss od. lang. zu
u. E. 7747
wag. Oberbaum. f.
vagen, neuener-
end. 332 35, 5525f
2 Pferde. 146
g. Reutli 7 *
am. Wolfspitz
(der) nicht unter
die Hände gefasst.
Gelbst. Parm. f.
er **Wachhund**

Autodienst
Wer bringt von Essen einige
Büchlein nach Eberfeld mit?
Diemer, Eberfeld. Griffenberg 33.
Wer nimmt unversiedl., leichte
Pantfischen mit nach Gien, Bochum
od. Dortmund? Ang. E 7882 St. *
Wer bringt Möbel von Aden b.
Ham in Westf. mit nach Barmes-
taden? Bernhardt-Wesfeld, Barmes-
taden, Adol.-Str. 36, 6412

Verloren / Gefunden
Am 13. 1. kurz vor 19 Uhr,
wurde mir b. Auesfeld, aus Linie 2,
p. Krantenb. kommend, a. Hott-B.
Blau im Gedränge rote Einkaufs-
tasche mit Kinder-Strickgürt. Schal,

Handsch., 2 Pullover u. sonst. ent-
rissen. Geg. Belohn. abzug. Frau
Siegmund, Ba., Gsmarchstr. 15. od.

Schwarz. D.-Vel.-Hut 14. 1. Gde
Bild u. Hoefstr. im Dunkeln verl.

[illegible]

